

STEFANIE GERCKE

Über den Fluss nach Afrika

Roman

HEYNE <

Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe
by Stefanie Gercke
Deutsche Erstausgabe im Wilhelm Heyne Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Herstellung: Helga Schörnig
Satz: Leingärtner, Nabburg

eISBN 978-3-641-09169-9

www.heyne.de

Beauty Makuba war das erste Opfer. Am Morgen des 4. Novembers fiel sie mit ausgestreckten Armen kopfüber in ein dreißig Meter tiefes Loch in ihrem Garten, das sich über Nacht aufgetan hatte, brach sich erst beide Arme, gleich darauf den Schädel und zum Schluss das Genick. Schmerzen spürte Beauty nicht. Sie war sofort tot.

An diesem Tag fanden ihre Nachbarn in dem kleinen Ort Promise, der vom Bergbau lebte, nicht weniger als sechshundert solcher Löcher in ihren Gärten. Das tiefste war so tief, dass es dem Hausbesitzer bodenlos erschien und er fürchtete, in seinem Vorgarten einen direkten Zugang zur Hölle zu haben. Das regte ihn sehr auf, aber niemand konnte ihm die Frage beantworten, woher diese Löcher wirklich kamen und wohin sie führten.

Die Minengesellschaft wandte sich an ihre Geologen. Da alles am Guy-Fawkes-Day geschah, an dem die Engländer mit Freudenfeuern und dem Abbrennen von spektakulären Feuerwerkskörpern feierten, dass besagter Guy Fawkes und seine Mitverschwörer im Jahr 1605 mit ihrem Plan scheiterten, das englische Parlament in die Luft zu jagen, unterlief dem Geologen vom Dienst, der obendrein an jenem Tag Geburtstag hatte, eine Nachlässigkeit. Er übersah einige ungewöhnliche, verhältnismäßig flache Zacken auf dem Seismographen. In seiner langatmigen Erklärung hieß es, dass es sich um einen Kaverneneinbruch handele, der ja vor Ort keine Besonderheit sei.

Die hiesigen Minen waren ins Dolomitgestein getrieben, und durch die Schächte sickerte immerfort Oberflächenwasser nach,

das von der Minengesellschaft ständig abgepumpt werden musste. Langsam, aber stetig fraß das Wasser das Gestein, und es entstanden riesige Kavernen, bis irgendwann die Höhlendecke aus dem weichen Kalkgestein nicht mehr stark genug war und einbrach. Der Einbruch erzeugte ein dumpfes Grollen und einen kurzen Erdstoß. Dann war es vorüber. Die Bosse der Minengesellschaft waren beruhigt und machten sich auf, um ebenfalls ausgiebig den Festtag zu begehen.

Prudence Magubane aber hatte eine Erklärung, die den Bewohnern von Promise, die bis auf wenige Ausnahmen alle von dunkler Hautfarbe waren, mehr einleuchtete. Schon immer, so behauptete die alte Frau, der man nachsagte, dass sie in mondhellem Nächten allerlei geheimnisvolle Riten praktiziere, habe sie davor gewarnt, dass der Boden unter dem Ort durchlöchert sei wie ein Baumstamm von Termiten, weil da unten etwas lebe, das von unvorstellbarer Gefräßigkeit sei.

Viele der Anwohner glaubten ihr, kauften ihre Medizin und gossen sie in die Löcher, um das unterirdische Biest zu füttern. Das Geschäft florierte, und Prudence Magubane zog bald von ihrer Wellblechhütte in ein Haus aus Stein, und in ihrem Wohnzimmer flimmerte fortan Tag und Nacht ein Fernseher.

Aber das unterirdische Biest war unersättlich. Es lag auf der Lauer und wartete.

Am Abend des Guy-Fawkes-Day bebte die Erde erneut, ein Stollen brach ein, und zehn Minenarbeiter der King Midas Gold Mine wurden verschüttet. Unerfahrene verwechselten das Geräusch gern mit dem eines vorbeifahrenden Zuges, aber jeder, der in dieser Gegend lebte, hielt es für einen Kaverneneinbruch, jede Frau, deren Mann in den Minen arbeitete, schickte ein Stoßgebet zum Himmel und hoffte, dass es nicht den ihren getroffen hatte.

Dieses Mal jedoch war es anders. Was die Höhlen zusammenbrechen ließ, war nicht ein Kaverneneinbruch, sondern ein tekto-

nisches Beben. Die Geologen wiesen schnellstens darauf hin, dass Derartiges in dieser Gegend außerordentlich ungewöhnlich sei und sich wohl kaum wiederholen könne.

Aber das Biest hatte die Zähne gefletscht.

Die zehn Minenarbeiter konnten nach einigen Tagen nur noch tot geborgen werden. Das Begräbnis wurde vom Fernsehen übertragen, und die Frauen warfen sich über die Särge ihrer Männer und schrien und klagten, was die Stimmbänder hergaben, damit ihre Ahnen die Toten mit offenen Armen empfangen.

Es war eine sehr würdige Zeremonie.

Linnie merkte von alledem nichts. Das Weltgeschehen interessierte sie schon lange nicht mehr. Außerdem lebte weit weg an der südöstlichen Küste des Indischen Ozeans, hatte weder je von dem Ort Promise noch von den mysteriösen Erdlöchern gehört. Sie besaß weder Radio noch Fernsehen, und die Zeitungen, die sie las, waren die, die andere Leute weggeworfen hatten, denn der Busch war ihr Heim, der Himmel ihr Dach und der warme Sand ihr Bett. Sie war zu einem Nachtwesen geworden, ein flüchtiger Schatten zwischen den Büschen, ein trockenes Rascheln im Ried, nichts mehr. Seit achtzehn Jahren war sie nichts als ein Schatten. Unsichtbar. Nicht vorhanden.

Das war gut so, denn niemals durfte einer von denen erfahren, dass es sie noch gab, durfte nicht ahnen, dass sie noch atmete. Ob sie noch lebte, war eine Frage, auf die sie die Antwort selbst nicht geben konnte. Die, die sie einst war, existierte nicht mehr, und mit jedem Tag entfernte sich ihr früheres Leben weiter von ihr. Als schaute sie durch das falsche Ende eines Fernrohrs, erkannte sie jetzt nur noch einen schwach leuchtenden Punkt, und auch der würde bald erloschen sein. Dann blieb nur noch Finsternis. Und der Hass. Denn solange nicht vollbracht war, was sie sich damals geschworen hatte, musste sie atmen. Ein und aus. Ein und aus.

War es vorbei, würde sie sich fallen lassen, sich auflösen, einfach aufhören zu sein. Von ihr würde nichts bleiben, nur tanzende Stäubchen in den Sonnenstrahlen. Manchmal, wenn die Schmerzen zu schlimm wurden, wünschte sie diesen Augenblick herbei, mehr als alles andere auf der Welt. Dann stieg sie im pflaumenfarbenen Morgengrauen nackt in die Wellen, dort, wo keine Felsen unter der Oberfläche lauerten, legte sich auf den Rücken und ließ sich mit geschlossenen Augen ins Licht treiben, hoffte, dass das Meer sie mitnehmen würde in die Ewigkeit. Aber dann schwappte ihr unweigerlich eine vorwitzige Welle in den Mund, oder irgendetwas knabberte an ihrem Zeh, sie verschluckte sich, musste husten und spucken, und ihr Überlebensreflex setzte wieder ein. Sie schwamm zurück an Land.

Eine große grellbunte Heuschrecke landete auf ihrem Arm. Spüren konnte sie das nicht. Unter den wulstigen Narben, die ihren gesamten Körper überzogen, waren die Nerven weitgehend zerstört, nur stellenweise fühlte sie etwas, und dann waren es immer Schmerzen, furchtbare, spitze Schmerzen. An vielen Tagen war sie nur noch ein einziger Schmerz, und es kam ihr vor, als hätte sie nicht nur die Verbindung zu ihrem Körper verloren, sondern auch zu ihrer Seele. In ihrem Inneren war sie tot, alle menschlichen Gefühle waren gestorben.

Alle, bis auf eines. Den Hass. Lichterloh brannte er in ihr, hatte jedes andere Gefühl mit seinen Flammen verzehrt. In diesem Feuer schmiedete sie ihre Wut, schürte die Glut, verlor nie ihr Ziel aus den Augen.

Mit einer blitzschnellen Handbewegung fing sie die Heuschrecke ein und setzte sie ins Blätterwerk. Der Insektenleib war prall und weich, das konnte sie fühlen. Die Fingerspitzen ihrer rechten Hand waren unversehrt. Sie hatte sie zur Faust geballt, und deswegen waren sie verschont geblieben. Sachte strich sie über den pferdeähnlichen Kopf des Tieres, die festen Flügel-

decken, zupfte die durchsichtigen, pergamentartigen Hinterflügel hervor, bis sie sich wie Fächer entfalteten. Es gab Zeiten, da hatte sie das Insekt gegessen, meist geröstet, aber auch roh, wenn sie hungrig genug war, obwohl es abstoßend bitter schmeckte. Aber jetzt hatte sie sich ihr Lager nicht weit vom Ort im Dünenwald bereitet, und wenn es ihr nicht gelang, in der Morgendämmerung einige Krebse, vielleicht einen Tintenfisch oder sogar einen Fisch zu fangen, der zur dieser frühen Tageszeit noch schlafend auf dem schattigen Grund eines Teichs im Felsenriff lag, wanderte sie abends im Schutz der Dunkelheit zu den Mülltonnen, die hinter den großen Hotels standen. Dort war der Tisch stets reich gedeckt.

Vor einigen Monaten hatten Kinder, die den dichten Buschstreifen unterhalb der Promenade erkundeten, sie in ihrem Unterschlupf aufgestöbert, und einige unerschrockene hatten sich ihr genähert, zögernd Fragen gestellt und dann ihren ehrlichen Antworten gelauscht. Sie waren zu ihren Freunden geworden und brachten ihr nun ab und zu sauberes Wasser und Essen, das sie ihrer Mutter stahlen oder mit einer kleinen Lüge abschwatzten. Nicht einer verriet sie. Eifersüchtig hüteten alle ihr Geheimnis vor den Erwachsenen, und sie belohnte die Treue der Kinder, indem sie ihnen kleine Figuren aus Lehm modellierte oder Flöten aus Bambus schnitzte, den sie nachts aus einem üppigen Garten in der Nähe des Strandes schnitt, nachdem sie den blutdurstig geifernden Wachhund mit sanften Schnalzlauten und saftigen Fleischresten aus den Mülleimern des Steakrestaurants in ein lammfrommes Hündchen verwandelt hatte.

Nach ihrem abendlichen Beutezug durch die Mülltonnen der Hotels duschte sie sich unter den Strandduschen. Seewasser und Meeresluft überzogen ihre Haut schnell mit Salzkristallen, an denen der grobe Sand so fest haftete, dass sie ihn nicht abschütteln konnte. Dann juckten die Narben so unerträglich, dass sie sich die Haut vom Leibe hätte kratzen mögen. Sie wartete im-

mer, bis der Strand menschenleer war und auch niemand mehr über die Promenade wanderte. Bei ihrer Duschorgie beobachtet zu werden wäre ihr sehr peinlich. Erst wenn kein Sandkorn mehr an ihr klebte, der Juckreiz endlich nachließ, drehte sie den Hahn zu.

In den letzten Monaten hatte sie sehr viel Gewicht verloren, und ihre von glänzenden Wulsten durchzogene, schuppige Haut warf dicke Falten, was ihr ein reptilienhaftes Aussehen verlieh. Ein Reptil mit eingefallenen Flanken und zu großem Kopf, so sah sie sich.

Die Chamäleonfrau nannte man sie, wegen ihrer Haut und der Tatsache, dass ihr Kopf bis auf einige dünne Haarbüschel kahl war, das wusste sie wohl. Sie hatte die Kinder reden hören. Aber es machte ihr nichts aus, und nie benutzte sie ihr Aussehen, um ihnen Angst einzujagen. Kinder liebte sie. Ihr eigenes, ihr einziges, hatte sie verloren, gleichzeitig mit dem Vater, der die Liebe ihres Lebens gewesen war. Die Erinnerung an den, der den Tod ihres Mannes verursacht und sie zu dem Dasein einer lebenden Toten verdammt hatte, die Erinnerung an diesen Mann hielt ihren Hass lebendig.

Sie ballte die Fäuste, presste die Lider zusammen, zwang sich, sich diesen Mann genau vorzustellen, rief sich seine sanfte, tödliche Stimme ins Gedächtnis, suhlte sich in der Erinnerung an den Schmerz, den ihr seine manikürten Hände zugefügt hatten, konzentrierte sich auf diesen weiß glühenden Punkt in ihrem Zentrum. So lebhaft war ihre Vorstellungskraft, dass sie ihn riechen konnte, diesen abstoßenden Geruch nach männlichem Schweiß, vermischt mit Zigarrenrauch und seinem klebrig-süßlichen Rasierwasser. Sie musste sich das antun, damit sie in jener einen Sekunde, auf die sie seit vielen Jahren mit der grausamen Geduld einer hungrigen Raubkatze lauerte, dem Augenblick, in dem er vor ihr stehen würde, bereit war.

Nun war dieser Augenblick ganz nah. Einen Monat würde er in seinem Luxusapartment in Umhlanga Rocks verbringen. Aus geschäftlichen Gründen, so hatte es in einer der Zeitungen gestanden, die sie täglich aus dem Papierkorb vor dem *La Spiaggia* fischte in der Hoffnung, irgendwann eine Spur dieses Mannes zu finden. Beim schnellen Durchblättern war ihr Blick an dem Foto eines Mannes hängen geblieben, der mit verschränkten Armen den Betrachter kühl von oben herab musterte. Es deckte sich exakt mit dem Bild von ihm, das seit achtzehn Jahren wie mit Säure in ihre Seele geätzt war, und die Erkenntnis, wen sie vor sich hatte, hatte sie mit der Wucht eines Schmiedehammers getroffen, ihr für Minuten jegliche Kontrolle über sich selbst geraubt, allein die Erinnerung verursachte dieselbe Reaktion wie in jenem Moment. Sie zitterte, ihr Herz setzte aus, ihre Hände flogen, sie rang nach Atem, als würde ihr jemand die Kehle zudrücken. Sie hatte die Zeitung fallen lassen und war, hilflos gegen die Dämonen kämpfend, hinunter auf den schattigen Strand gestolpert, entlang den auslaufenden Wellen, bis sie irgendwann lang hingeschlagen und liegen geblieben war. Ihr Mund hatte sich mit Salzwasser gefüllt, Sand ihr die gepeinigten Haut heruntergerieben. Wie ein Stück Treibholz rollte sie in der auflaufenden Flut hin und her, bis eine Welle sie hinauf auf den trockenen Sand gespuckt hatte.

Die wilden Filmfetzen vor ihren Augen waren allmählich verblasst, und eine tödliche Ruhe hatte sich ihrer bemächtigt. Sie ging zurück zum *La Spiaggia*, fand die Zeitung und hatte im Licht der Straßenlampe den Artikel gelesen, der neben dem Bild abgedruckt war, und damit den süßesten Augenblick der vergangenen achtzehn Jahre erlebt. So lange hatte sie ihn gesucht, hatte sich ans Leben geklammert, hatte sich geschworen, es nicht eher zu verlassen, bis sie ihn gefunden hatte, bis er für alles auf Heller und Pfennig bezahlt hatte, und jetzt hatte sie ihn gefunden.

Er nannte sich heute anders, als er damals hieß, und es war

nicht sein Gesicht, das dort abgebildet war. Offenbar hatte er seine Gesichtszüge mittels kosmetischer Operationen verändern lassen – besonders das Kinn erschien ihr kantiger –, aber seine elegante Erscheinung, die arrogante Kopfhaltung, seine Gestik verrieten ihn. Das Haar trug er so militärisch kurz wie früher, aber es war nicht mehr dunkelbraun, sondern weiß.

Wie damals verbarg er seinen durchtrainierten Körper unter feinstem Stoff, glich auch heute noch äußerlich dem, was er ursprünglich gewesen war: ein Wissenschaftler. Was nicht auf den ersten Blick ersichtlich war, was sie aber am eigenen Leib erfahren hatte, waren seine Besessenheit und die unglaubliche Kraft, die er besaß, eine Kraft und Schnelligkeit, die sie eigentlich bisher nur im Tierreich erlebt hatte. Sein Körper schien nur aus Muskeln zu bestehen. Er war nicht groß, unter eins achtzig sicherlich, so schätzte sie ihn, obwohl er größer wirkte.

Unter seinem neuen Namen war er heute offenbar ein prominenter Geschäftsmann, nicht verheiratet, darauf würde sie wetten. Seine Zuneigung galt Jungen mit glatter Haut und knospenden Körpern, das hatte sie beobachtet, damals.

Die Bilder jagten ihr einen Schauer über ihre zerstörte Haut, lösten dabei einen starken Juckreiz aus. Sie beherrschte sich und kratzte sich nicht, weil die Wunden, die sie sich dann selbst zufügte, in dem feuchtwarmen Seeklima leicht vereiterten und oft für Monate nicht heilten. Zwar kannte sie sich gut aus, wusste welche Pflanzen in den Dünen, zu Brei zerdrückt, aseptisch wirkten und die Heilung förderten, aber seit einiger Zeit konnte sie nicht mehr ignorieren, welches Risiko diese Infektionen für sie darstellten.

Die Anzeichen waren nur zu deutlich. Lange hatte sie geglaubt, sie wäre noch einmal davongekommen, nachdem die Bande von zugekiffen Tsotsies sie in ihrem Versteck am Strand vor Durbans Goldener Meile aufgestöbert hatte. Durch die Verkrüppelungen und die straff spannenden Narben konnte sie sich nur mit großer

Mühe und nur sehr langsam fortbewegen. Sie entkam ihnen nicht. Einer nach dem anderen hatten sie sich auf sie gestürzt, wieder und immer wieder.

Es war eine dunkle, mondlose Nacht gewesen, kurz vor der Wintersonnenwende, und keiner hatte ihr Äußeres richtig wahrgenommen. Erst als die Kerle von ihr abgelassen und sie halb bewusstlos vor Schock und Schmerzen liegen lassen hatten, hatte einer von ihnen ein Feuer angezündet – um sich zu wärmen oder Heroin zu kochen, das konnte sie nicht sagen –, und erst dann bemerkten ihre Peiniger ihr Aussehen.

»Es ist ein Tier, es ist ... das Chamäleon«, schrie einer, und alle stoben entsetzt davon.

Das Chamäleon war der Todesbote der Zulus, und sie hatte trotz ihres Zustandes ein grimmiges Gefühl von Gerechtigkeit verspürt, weil sie wusste, dass selbst bei den Zulus, die schon im Bauch der Stadt geboren worden waren, der Glaube an die Mythologie ihres Volkes tief verwurzelt war. Diese Männer würden wissen, dass sie dem Tod geweiht waren, und egal, wie sie starben, in ihrem letzten Augenblick würden sie das Wesen vor sich haben, das Schuppen trug und aussah wie ein großes Reptil und doch eine Menschenfrau war. Ihre verbleibende Zeit auf Erden würde keine angenehme werden, dessen war sie sich sicher. Es war ein schwacher Trost, und er hielt nicht lange an.

Obwohl sie wusste, dass antiretrovirale Medikamente, die, kurz nach der Infektion verabreicht, den Ausbruch der Krankheit verhindern oder zumindest verzögern konnten, in Südafrika illegal waren, hatte sie sich voll verzweifelter Wut zum nächsten Krankenhaus geschleppt. Weinend hatte sie die junge indische Ärztin in der Notaufnahme um das rettende Medikament angefleht. Aber vergeblich, sie wurde abgewiesen. Rasend vor Angst, hatte sie geschrien, war den Gang entlanggekrochen und hatte an Türen gehämmert, bis zwei Krankenpfleger sie einfingen.

»Stell dich nicht so an«, hatte einer der beiden geknurrte und sie – durch Einweghandschuhe geschützt – gepackt und vor die Tür gesetzt. Sie nahm es ihnen nicht übel. In einem Land, wo alle sechsundzwanzig Sekunden eine Frau vergewaltigt wurde, war ihr Schicksal ein alltägliches. Nur in den müden Augen der Ärztin hatte sie tiefstes Mitleid gesehen.

An diesem Morgen war sie versucht gewesen, einfach ins Meer zu gehen und weit hinauszuschwimmen, bis sie die Kraft verließ, es keinen Weg mehr zurückgab und sie in die stille, weiche Tiefe sinken würde, immer weiter, bis das Licht über ihr sich verdunkelte, die Stille tiefer wurde und endlich nichts mehr da war als Frieden. Keine Schmerzen, keine Sehnsüchte. Nichts mehr. Stundenlang hatte sie am Saum der Wellen gestanden und hinaus ins sturmgepeitschte wintergraue Meer gestarrt. Doch dann hatte sie ein streunender Hund angefallen, und ein paar Halbwüchsige bewarfen sie mit Steinen und verhöhnten sie mit üblen Namen. Da war die Wut zurückgekommen, und sie wusste, dass sie nie aufgeben würde, bis er die Rechnung in Gänze beglichen hatte.

Am nächsten Tag hatte sie sich von Kopf bis Fuß verhüllt, sich einen Platz im Sammeltaxi geleistet und war die fünfzehn Kilometer nach Umhlanga Rocks gefahren. Seitdem lebte sie dort. Die Hotels hier waren die teuersten in KwaZulu-Natal, und das, was aus ihren Küchen im Abfall landete, hätte manche Familie gesund und reichhaltig ernährt. Ihr boten die Abfälle vielfältige Abwechslung. Sie war sorgfältig in ihrer Auswahl, ernährte sich gesund, ging morgens in der Stunde vor Aufgang der Sonne, die ihr Freund geworden war, lange am Strand entlang, um sich fit zu halten und den Ausbruch der Krankheit hinauszuzögern. Außerdem tat die feuchte, mineralienhaltige Luft ihrer geschundenen Haut gut, bewahrte sie der feine Gischtschleier vor dem Austrocknen, sodass die Narben nicht so spannten.

Das war jetzt vier Jahre her. Für den Test hatte sie kein Geld, und lange Zeit hatte sie sich an die Hoffnung geklammert, dass das Schicksal ihr dieses eine Mal gnädig gestimmt war, aber letztlich hatte sie nach und nach die verräterischen Zeichen bemerkt. Husten, der nicht aufhören wollte, Wunden, die nicht mehr heilten, und eines Morgens, im ersten Licht der aufgehenden Sonne, hatte sie es entdeckt. Wie eine bössartige schwarze Kröte wuchs es aus ihrer Haut, ein schreckliches, tödliches Mal. Das erste Kaposi-Geschwür. Es war der Anfang vom Ende, das wusste sie von den vielen, die so gestorben waren, und daher wusste sie auch, dass der Weg dorthin durchs Fegefeuer führte.

Eine beißende, alles verschlingende Angst packte sie, der sie nichts entgegenzusetzen hatte als ihre Wut. Eine Art innere Raselei, die sie gelegentlich dazu trieb, im Mondlicht mit ihrem Messer auf Rattenjagd zu gehen. Der entsetzte Aufschrei der Touristen, die am nächsten Morgen die fein säuberlich aufgereihten Rattenkadaver auf der Promenade entdeckten, entlockte ihr in ihrem Buschversteck nur ein höhnisches Lachen. Manchmal fing sie Schlangen, von denen es in dem verfilzten Busch genügend gab, und legte sie neben die Ratten. Dann wurden die Schreie schriller und ihr Lachen über diese dummen Leute, die vergaßen, dass das hier Afrika war, lauter.

Noch heute musste sie über die Reaktion auf die Mamba schmunzeln. Es war eine grüne Mamba gewesen, die zwischen den Häusern lebte und sich unvorsichtigerweise ihrem Schlafbereich näherte. Sie hatte das Reptil, das gut und gerne seine zwei Meter lang war, erschlagen, mit einem Stock die Kiefer des hundeschnauzenähnlichen Kopfes aufgedrückt und eine Ratte mit dem Kopf voran hineingestopft. Das Geschrei der Touristen hatte einen Menschauflauf verursacht. Aber natürlich ließen diese kleinen Eskapaden ihre Angst nur für ein paar Stunden in den Hintergrund treten.

Ihre Körperkraft verfiel allmählich, die Schmerzanfälle wurden

länger und intensiver, aber mit eiserner Entschlossenheit ging sie dagegen an. Sie musste durchhalten, bis sie ihn zur Strecke gebracht hatte. In Augenblicken, wo Groll und Verzweiflung mit ihr durchgingen, träumte sie davon, ihn mit einem Messer zu bearbeiten und Feuer einzusetzen, wie er das mit ihr getan hatte, aber das würde zu schnell gehen. Er sollte eine öffentliche Verhandlung bekommen, vor einem ordentlichen Gericht. Sie wollte, dass die ganze Welt erfuhr, was er getan hatte; sie wollte, dass er im schwarzen Pfuhl eines südafrikanischen Gefängnisses sein Leben lang dafür büßen musste. Das wollte sie. Aber vorher würde sie ihm eine Spritze mit ihrem Blut in den Leib jagen. Wie sie sollte auch er spüren, wie sich das Gift in den Adern ausbreitete, sollte er die Kaposikröten kennenlernen. Wie sie sollte er sich am Ende den Tod herbeiwünschen. Die Spritze, die sie vor Monaten am Strand gefunden hatte, lag versteckt an ihrem Schlafplatz. Sie beschloss, sie von nun an immer bei sich zu tragen.

Die Sonne war schon eine halbe Stunde zuvor hinter den Hügeln versunken, die Wolken über dem Meer glühten in ihrem feurigen Widerschein, und die Fledermäuse kamen aus ihren Verstecken. Sie wartete noch, bis sich die Schatten vertieften, das Licht allmählich dem Indigo der Nacht wich, und machte sich auf den Weg. Sie musste dringend duschen, außerdem hatte sie Hunger. Die Lichtkegel der Straßenlaternen meidend, bewegte sie sich am Rand der Dünenvegetation unterhalb der Promenade. Lautlos, unsichtbar. Nichts als ein Schatten. Die laut schwatzenden Leute, die zu einem der Restaurants unterwegs waren, ahnten nichts von ihr.

Begegnete sie doch einmal anderen Menschen, vertraute sie darauf, dass diese vermieden, sie anzusehen, denn die meisten konnten ihren Anblick nicht aushalten, wandten sich nach dem ersten Blick verstört ab und hasteten vorbei. Auch das machte sie unsichtbar. Nur die streunenden Hunde nahmen sie wahr, beschnupperten sie, leckten ihr manchmal die Hand, drängten sich

mit struppigem Fell gegen sie, hungerten nach Zuwendung, wie auch sie es tat. Deswegen ließ sie diese Annäherung zu. Es war die einzige Berührung von lebenden Wesen, die einzige kreatürliche Wärme, die ihr widerfuhr, und sie genoss diese Augenblicke.

Auch heute Abend wuselte einer der verflochten Vierbeiner über den Weg zu ihr hinunter und fuhr schwanzwedelnd mit der Zunge über ihre bloßen Beine. Sie tätschelte ihn abwesend. Es war heute windig, wie so oft in der ersten Novemberwoche, wenn das erfrischende Frühlingswetter vom nahenden Sommer verdrängt wurde, und kaum einer würde beim *La Spiaggia* draußen sitzen und essen. Als sie sich dem Restaurant näherte, sah sie ihre Annahme bestätigt. Die Terrasse, die weit über den Strand ragte, lag verlassen im sterbenden Licht des Tages da, nur zwei Ratten huschten quiekend an der Stützmauer entlang, auf der Suche nach Nahrung, wie auch sie es war.

Ungestört duschte sie lange und ausgiebig. Am Tag zuvor hatte sie eine halb volle Flasche Shampoo am Strand gefunden. Sie schäumte sich von oben bis unten mit dem nach Pfirsich duftenden Shampoo ein, freute sich über den ungewohnten Genuss, ihre Haut mit dem sahnigen Schaum zu reinigen. Anschließend rieb sie sich mit dem Olivenöl ein, das ihr eines der Kinder aus der Küche seiner Mutter besorgt hatte. Zum Schluss streifte sie ihren Umhang über.

Später würde sie nackt im Mondlicht nach Hause spazieren, langsam, jeder mühsame Schritt doch ein Hochgenuss, denn jegliches Stück Stoff, war er noch so weich, verursachte ihr Qual. Schnurrend vor Wohligkeit, schlich sie sich hinter das Restaurant, um sich ihr Abendessen zusammenzustellen. Es roch nach Pizza, und sie freute sich darauf.

Unter dem Küchenfenster, neben der Tonne, in die die Kellner das auf den Tellern übrig gebliebene Essen warfen, stapelten sich wie immer Zeitungen. Ein kurzer Blick ließ sie erkennen, dass sie uninteressant für sie waren, uralte; zumindest die oberste, die *Sun* aus England, die Touristen gern kauften, war drei Monate alt. Sie

wollte sich schon abwenden, als ihr Blick an einem Bild auf der ersten Seite hängen blieb. Als sie genauer hinsah, glaubte sie, einer Halluzination aufzusitzen. Mit bebenden Händen zog sie die Zeitung zu sich heran, konnte die Bildunterschrift und den Text nicht erkennen, denn auch ihre Augen wurden allmählich schwächer. Doch durchs Küchenfenster fiel ein Lichtschein, und sie vergaß ihre Furcht, gesehen zu werden, trat aus dem Schatten und hielt die Zeitung dicht vors Gesicht, bis sie die Buchstaben entziffern konnte.

Mit jagendem Herzen las sie den Artikel, kämpfte sich von Wort zu Wort, und mit jedem Wort wurden die Bilder, die aus ihrer Erinnerung hervorgezerrt wurden, schrecklicher. Aber sie zwang sich, den Artikel bis zum Ende zu lesen.

Als sie alles gelesen hatte, las sie es noch einmal, starrte zum Schluss minutenlang auf das Foto, dann faltete sie die Zeitung sorgfältig zusammen und schleppte sich hinunter zum Strand, watete durch die flachen Teiche, die Zeitung hoch über ihren Kopf haltend, bis sie den hohen Felsen erreichte, der weit draußen der Brandung trotzte. Sie kroch hinauf und schaute über das im fahlen Mondlicht schimmernde Meer zurück in ihre Vergangenheit, ihre Augen blind vor ungeweinten Tränen. Was sie sah, erschütterte sie bis in die Grundfesten ihres Seins, brach die Verkrustung so weit auf, dass sie endlich weinen konnte.

Viel später humpelte sie im Mondlicht am Rand der Wellen entlang zu ihrem Versteck unter den breiten Blättern der vielstämmigen Wilden Banane, ließ sich stöhnend auf die Knie nieder, kroch hinein und zog den Müllsack, den sie zwischen die Stämme geklemmt hatte, heraus und knotete ihn auf. Alles, was sie an materiellen Dingen auf dieser Welt besaß, passte in diesen einen Sack.

Mit den Fingerspitzen tastete sie durch ihre Habseligkeiten, erfuhr ihren Kamm, zwei Bücher, ein Medikamentenröhrchen und das Messer, das in einer Holzscheide steckte. Schließlich zog sie ein kleines Kästchen aus blondem Holz heraus. Es war nicht

groß, passte gut in ihre Hand. Sie selbst hatte das Kästchen angefertigt, voller Liebe, voller Sehnsucht, denn es sollte ihren größten Schatz beherbergen. Mit dem Zeigefinger strich sie über die feinen Schnitzereien und folgte den gewundenen Linien. Sehen konnte sie hier nichts, es war zu dunkel, aber sie brauchte kein Licht, um zu wissen, was die Schnitzereien bedeuteten.

Drei Initialen, fest miteinander verschlungen. Drei Namen.

Mit ihren versteiften Fingern drückte sie den Deckel hoch und nahm den kleinen Gegenstand heraus, der auf einem Wattebett ruhte. Glatt und glänzend lag er auf ihrer Handfläche, noch warm von der Tageshitze.

Tief unter der Ascheschicht ihrer abgestorbenen Empfindungen glühte ein Funke auf. Ein winziges Fünkchen Leben, ein kleines, flackerndes Flämmchen.

In derselben Woche, vor der südöstlichen Küste Afrikas, mehr als fünftausend Kilometer unter dem Boden des Indischen Ozeans im brodelnden Feuerkern der Erde, führten komplizierte physikalische Vorgänge Anfang November 2006 dazu, dass flüssiges Magma an der Grenzschicht des äußeren Kerns eine glühende Blase bildete. Sie dehnte sich aus, stieg auf wie eine Ölblase im Wasser, presste immer stärker gegen die Erdkruste, bis diese den ungeheuren Kräften nachgab und aufriss. Das Magma erstarrte in dem viel kühleren Meer, aber unaufhörlich strömte geschmolzene Gesteinsmasse nach, erkaltete, und der so entstandene Lavakeil drückte mit stetig wachsender Kraft den unterseeischen Spalt im Meeresboden immer weiter auseinander. Die ozeanische Platte vor der Ostküste Afrikas verschob sich Zentimeter um Zentimeter.

Der Druck auf die Ränder der leichteren kontinentalen Platte wuchs sprunghaft, die Spannung wurde enorm. Die hoch empfindlichen Instrumente in den seismografischen Instituten begannen heftig auszuschielen, und dringende Erdbebenwarnungen

für den Südosten Afrikas wurden an die großen Nachrichtenzentren ausgegeben.

Diese wandten sich in einer Sondersendung an ihre Experten. Jene Wissenschaftler, die natürlich eine Möglichkeit witterten, einmal im Rampenlicht zu stehen, relativierten die Warnungen mit weitschweifigen Aussagen und wiesen darauf hin, dass ein größeres Erdbeben im südlichen Teil Ostafrikas sehr unwahrscheinlich sei. Der Große Afrikanische Grabenbruch, so sagten sie, ein über viertausend Kilometer langer Riss in der Erdkruste, erstreckte sich in Nordsüdrichtung vom Libanon nach Mosambik. Dort trete Vulkanismus auf, der hin und wieder zu Beben führe; er verlaufe weiter nördlich, die Epizentren lägen meist tief unter dem Tanganjikasee und würden das Gebiet südlich von Maputo kaum beeinträchtigen.

Das natürlich beruhigte die Menschen, die dort lebten. Sie gingen ihrem Tagwerk wie gewöhnlich nach, und die Nachrichtensender schickten ihre Experten zurück in die Anonymität und beschäftigten sich wieder mit den Attentaten in Bagdad und der Vogelgrippe, von der man annahm, dass sie in China zum ersten Mal vom Menschen zum Menschen übertragen worden war.

In der Nacht zum 14. November entluden sich schließlich die aufgestauten Kräfte in einem Beben von einem Ausmaß, wie es im Osten Afrikas noch nie beobachtet worden war. Es erreichte 8,1 auf der Richterskala. Die Schockwelle lief, begleitet von einem Donnern wie von mehreren heranrasenden D-Zügen, die Küste Ostafrikas hinunter, zerstörte fast jedes Gebäude, das sich in seinem Weg befand, und tötete viele tausend Menschen. Die Geologen nannten es ein Phänomen, die Medien eine Katastrophe. Die Experten wurden erneut vorgeführt und stotterten sich ihre Erklärungen vor der Kamera zurecht.

Die, die von dem Beben betroffen waren, glaubten voller Furcht, dass es Gottes Strafe sei, und es sollte ein perfektes Bei-

spiel von Ursache und Wirkung werden, denn es löste ein Ereignis aus, das von niemandem vorhergesehen worden war, weil jeder es für völlig außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit gehalten hatte.

Der noch nicht vollendete Bau eines himmelstürmenden Hochhauses von vierzig Stockwerken namens *Zulu Sunrise* an der Küste des Indischen Ozeans von KwaZulu-Natal trug einen Riss im Fundament davon, den allerdings niemand bemerkte, weil das Epizentrum des Bebens rund zweitausend Kilometer entfernt lag und der Erdstoß so kurz gewesen war, so tief in der Nacht passiert war, dass keinem der Ingenieure in den Sinn kam, ihr kostbares Bauwerk auf Schäden zu überprüfen.

Nun aber hatte sich das unterirdische Biest, vor dem Prudence Magubane immer gewarnt hatte, aufgebäumt.

Und in derselben Nacht geschah noch etwas.

Tief im Herzen von Zululand verschob das Beben die Erde so massiv, dass der Lauf eines Flusses, des Umiyane, verändert wurde. Der Umiyane war ein Wanderer, neigte zu häufigen Überschwemmungen, die ihn immer neue Nebenarme bilden ließen, trocknete in Dürreperioden jedoch zu einem Rinnsal ein, worauf die Nebenarme versandeten und Dorfbewohner, die ihr Wasser zuvor aus dem nahen Fluss schöpfen konnten, nun gezwungen waren, oft über einen Kilometer zu laufen, ehe sie das Wasser wieder fanden. Jetzt wurde der Umiyane, der ohnehin durch die sehr ergiebigen Frühlingsregen zu einem reißenden Strom angeschwollen war, durch die Erdstöße aus seinem Bett gekippt, seine Flutwelle überschwemmte die Uferregion auf einer Breite von einem halben Kilometer, riss ein ganzes Dorf und seine Bewohner mit sich, verschlang alles, was ihm in die Quere kam, bis er schließlich am Fuß einer Hügelkette eine breite, von dornigem Buschwerk, Wilden Bananen und Ilala-Palmen überwucherte Senke fand, die sich meilenweit durch die hügelige Landschaft

zog. Diese Rinne war sein eigenes Bett gewesen, das er vor mehr als sechzig Jahren verlassen hatte. Mit schäumenden Kaskaden stürzte er sich bereitwillig hinein.

Die Gewalt seiner Wassermassen wurde gebündelt, er wühlte den Boden auf, spülte Felsen frei und verschob Tonnen von Sand, während er es sich in seinem neuen Bett bequem machte. Dabei geriet ein ungewöhnlicher Stein ans Tageslicht, der die Strahlen der Sonne einfing und sie vielfach gebrochen in sprühenden Regenbogenfarben zurückwarf. Seit er 1573 vergraben worden war, hatte er hier in der Erde geruht.

Einmal hatte er der Familie der Dona Elena de Vila Flor gehört, einem jungen Mädchen aus Portugal, die als Einzige ihrer aristokratischen Familie den Untergang des Schiffes ihres Vaters und die anschließende, von grauenvollen Vorkommnissen begleitete Odyssee vom Umzinkulu-Fluss im Süden durch das von wilden Tieren und kriegerischen Menschen bevölkerte Land zur Delagoa Bay in Mosambik überstand. Ihre Mutter und ihre beiden Brüder starben unter unvorstellbaren Qualen, ihr Vater wurde daraufhin wahnsinnig und verschwand im Busch. Zurück blieb Dona Elena samt zwei Ledersäcken mit Geschmeide und Goldmünzen. Der Familienschatz der de Vila Flors.

Die kleine Elena, goldhaarig und zart, aber von einer inneren Widerstandskraft, die das Ergebnis von Vererbung durch viele Generationen und strikter Erziehung war, blieb allein zurück und irrte orientierungslos durch die Wildnis. Sie war dem Tod nahe, als die Söhne einer am Flussufer lebenden Nguni-Familie sie fanden. Nachdem der mutigste es wagte, ihre weiße Haut zu berühren, und herausfand, dass sie sich nicht kalt und tot anfühlte, sondern warm und weich wie seine, und er sich weder verbrannte, noch dass ihm sonst etwas Schreckliches durch diese Berührung widerfuhr, gaben sie ihr zu trinken und trugen sie in das Umuzi ihres Clans. Dort bereitete ihre Mutter für den Gast nahrhafte Mahlzeiten aus Amasi, geronnener Kuhmilch, und zer-

quetschten Maiskörnern und flößte der geschwächten Weißen frisch gebräutes Hirsebier ein. Später fütterte sie das Mädchen mit Mopani-Raupen, die dafür bekannt waren, dass sie große Kraft verliehen.

Dona Elena war jung und kam schnell wieder zu Kräften und lebte noch viele Jahrzehnte allein als Weiße unter den schwarzen Menschen, hochverehrt, nicht nur wegen ihrer leuchtenden Erscheinung, sondern auch wegen ihres Wissens um die Kunst des Heilens und vieler anderer Dinge, die in ihrem zivilisierten Heimatland Stand der Wissenschaft waren und die sie mit ihren Brüdern von ihren Hauslehrern gelernt hatte, Dinge, die jetzt ihren schwarzen Rettern dazu verhalfen, allen anderen Clans überlegen zu sein.

Den Schatz ließ Dona Elena herbeischaffen, um ihn am Ufer des Umiyane zu vergraben. In dem Leben, das sie jetzt führte, war er wertlos.

Die wenigen, die von der Mannschaft ihres Schiffes übrig geblieben waren, glaubten sie tot, durchstöberten für Wochen voller Gier die gesamte Gegend nach dem Gold, hätten sicherlich Dona Elena Leid angetan, nur um zu erfahren, was sie mit dem Schatz gemacht hatte, hätten sie gehnt, dass sie noch am Leben war. Die zwei Sklaven, die Monate später, zu Skeletten abgemagert, als Einzige Lourenço Marques erreichten, berichteten nur, dass Dom de Vila Flor vor seinem Tod die Säcke mit Gold und Schmuck wohl irgendwo versteckt hatte.

»Weit südlich von hier, in der Nähe eines Sees, irgendwo entlang der Küste.« So wurde ihre Antwort überliefert.

Was heute längst in Vergessenheit geraten war, was nicht einmal mehr die Alten wussten, was nur noch ein fernes Echo der Zeit war, als die Geschichte ihres Volkes wie ein Schatz vom Vater zum Sohn vererbt wurde, war der Name des Umiyane, den er in diesen Zeiten trug. Die Nguni-Familien, die vor mehr als vierhundert

Jahren an seinen idyllischen Ufern lebten, hatten ihm diesen gegeben. Das Wasser der Goldenen Frau.

Jetzt lag der Stein dort in der afrikanischen Sonne und funkelte und schimmerte. Ein Hammerkopfvogel schnappte nach ihm, konnte ihn aber nicht aus dem Flussgrund lösen. Die Kette, an der er hing, hatte sich in etwas verhakt, das tief im Sand vergraben lag. Aufgebracht krächzend strich der Vogel davon.

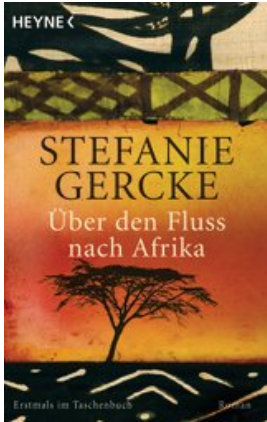
Der Mann, der eben vor sein Haus getreten war, beachtete den Vogel nicht. Er war beunruhigt, denn der Erdstoß hatte ihn in der Nacht geweckt. Lautlos durch die Zähne pfeifend, untersuchte er die Hauswände auf Risse, fand aber zu seiner Erleichterung keine. Kurz nachdem er aus dem Gefängnis geflohen war, war er mit seiner Familie und Freunden in das Haus, dessen Eigentümer als verschollen galten, eingezogen. Ein Haus war schließlich dazu da, dass Menschen darin lebten, und seine Familie brauchte ein Haus. Stirnrunzelnd blickte er übers Land, vermisste das stete Rauschen des Flusses. Zu seinem Entzücken entdeckte er, dass der Umiyane sich so weit zurückgezogen hatte, dass sein Grundstück sich fast verdoppelt hatte. Er breitete die Arme aus und hielt sein Gesicht in die Sonne. Ein Mann konnte nie genug Land besitzen; die Gefängniszelle hatte er mit vierunddreißig anderen Männern teilen müssen.

Unwillkürlich fasste er sich an die Schulter. Selbst nach fast zwei Jahren war die Schusswunde nicht so verheilt, wie er es erhofft hatte, trotz der Kräuter, mit denen seine Frau sie behandelt hatte. Die Hände in die Taschen seiner löcherigen Hosen vergraben, ging er zurück ins Haus. Als er es betrat, entdeckte er eine Schlange unter dem zerschlissenen Rieddach. Er zog seine Pistole aus dem Hosenbund, erschoss das Reptil, trug es am Schwanz nach draußen und legte es gut sichtbar auf den Weg. Es hieß, dass die Artgenossen dann das Haus meiden würden.

Zufrieden genehmigte er sich einen tiefen Schluck aus der

Flasche, die er kürzlich bei einem kleinen nächtlichen Einkaufstrip durch die Häuser der weiteren Umgebung hatte mitgehen lassen.

Von dem schimmernden Stein am Rand des Flussbetts ahnte er nichts.



Stefanie Gercke

Über den Fluss nach Afrika

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-09169-9

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2012

Ein Erdbeben der Gefühle

Die junge Farbige Benita ist erfolgreiche Investmentbankerin in London. Ein geheimnisvoller Talisman zwingt sie, sich in ihrem Geburtsland Südafrika endlich auf die Suche nach der Wahrheit zu machen. Wer hat ihre Mutter zur Zeit der politischen Verfolgung umgebracht?